



**Bürger
initiative**
Umweltschutz
Lüchow-Dannenberg

Gorleben Rundschau

Wir sind die Wenden: Energie • Klima • Mobilität • Gesellschaft

IX-X/2025 • #1096



Krieg

Wenn Atomanlagen unter Beschuss genommen werden, zeigt sich, dass es keine Kernwaffen braucht, um die sogenannte zivile Nutzung der Atomkraft zur militärischen zu machen.

Recht

In den vergangenen Jahren haben Gerichte eine neue Rolle im Kampf gegen den Klimawandel eingenommen. So unterstützen Klagen die Aktivist:innen im Bemühen gegen die Erderwärmung.

Müll

Über 170 Castoren sollen in den kommenden acht Jahren ins Zwischenlager in Ahaus gebracht werden. Und das, obwohl die Genehmigung des Lagers schon bald ausläuft.

Plasten har invaderat vår livsmiljö och i våra hav flyter mer än 150 miljoner ton plast året runt



I veckan röstat parlamentet för regler för att stoppa katastrofen med plast i miljön och i våra hav. Reglerna som tas fram på rekordfart är ett första steg.

Nu är det klart att producenterna förpackningar måste ta ansvar för förpackningarna riskerar att bli Dessutom har producenterna fått ett tydligt ansvar för förpackningar. Vi uppmanar nu regeringen att göra och snarast göra verklighet av EU-direktiv i Sverige samt införa fler fulla åtgärder mot plast som riskerar hamna i naturen.

Plasten har fullständigt invaderat vår livsmiljö. Plastförbrukningen ökar sedan 50-talet i en rasant fart och i dag tillverkas mer än 40 miljoner ton plast per år. Fram till 2015 uppskattas att 6 300 miljoner plastavfall uppkommit globalt och 79 procent av detta avfall finns kvar antingen deponier eller som skräp i naturen.

Ingen vill ha det skräpigt, och när frågar människor om de skräpar säger de alla flesta nej. Men trots detta finns det skräp nästan överallt – i Kebabkårens topp, längs våra kusthavens, och i våra städer. Och så ut i världen över. Vi hittar plast överallt. I länder som saknar en avfallshantering är problemet stort. Men även i länder med fungerande infrastruktur hamnar mängder av fall utanför systemet och blir till. Varför har vi blivit så skräpiga med avfall?

Den globala och omfattande katastrofen med plast i miljön är mera ganska välkänd. I våra hav flyter mer än 150 miljoner ton plast runt. Och det bara fylls på. Både på våra ten motvarar den skräpmängd som flyter in omkring 120 badkar per dygn.

Zeichnung „Ja zur Kernkraft“ des in Schweden lebenden, dänischen Karikaturisten Poul Strøyer (* 1923 † 1996)



ett en er
ingen i ryggen så myndigheter har vi stora inläre regerings- de politiska it Sverige ska när det gäller ngångplast.
i regeringen att ensat som finns gan både i Sve- Det är viktigt plantskräp i förstärks. Det it ta ledningen betet att stoppa pmanar reger-
ndat att ta fram al med målet plast till miljön ätervinning plastavfallet
art inlära akte- r mot onödig
r och flertag i i helhetsgrepp gen av jungfru- lucernas blir ha de på återvin- antionen av ed och resursen allshandlings- mer plast åter- m plast får ett
ressurs för sam- enlighet med ingens förslag. i större del av jöflekter av på i priset på jar, varor och

Foto Cover: PubliX/Viewing, Grafik S. 2: Poul Strøyer, Foto S. 3: PubliX/Viewing

Underlätta för konsumenten att göra

Impressum

47. Jahrgang
Ausgabe 1096
September, Oktober 2025

Die Gorleben Rundschau ist ein kostenloses Informationsblatt der Bürgerinitiative Umweltschutz Lüchow-Dannenberg e.V.

Kontakt
Rosenstraße 20
29439 Lüchow
Telefon: 05841-4684

Mail und Internet
service@gorleben-rundschau.de
redaktion@gorleben-rundschau.de
www.gorleben-rundschau.de

Ältere Ausgaben
Ältere Ausgaben können von unserer Website heruntergeladen werden.

Verantwortlich (V.i.S.d.P.)
Andreas Conradt
Torsten Koopmann

Ständige Mitarbeiter
Wolfgang Ehmke, Anna Gäde
Wilma Wallat

Produktion
Layout: Andreas Conradt
Korrektur: Wilma Wallat

Weitere Text- und Bildrechte
wie namentlich gekennzeichnet

Urheber von Abbildungen, deren Quelle wir nicht ermitteln konnten, bitten wir freundlich um Kontaktaufnahme unter: redaktion@gorleben-rundschau.de

Hinweis
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben allein die Meinungen der Verfasserinnen und Verfasser wieder.

Druck
die Umweltdruckerei GmbH, Hannover
Zertifikat: klimaneutral gedruckt

Papier
Circle Offset Premium White
Zertifikat: Blauer Engel

Druckfarbe
Flint-Novavit F 900 EXTREME BIO





Martin Donat ist Vorsitzender
der Bürgerinitiative Lüchow-Dannenberg

Beteiligung nach Gutdünken?

Haben Sie eigentlich schon darüber nachgedacht, wen Sie in den *Rat der Regionen* schicken wollen? Oder rechnen Sie sogar damit, dass Sie eine *Regionalkonferenz* bilden müssen?

Sie wissen nicht, wovon ich rede? Uuups. Das wäre vielleicht tatsächlich etwas ungünstig. Denn schon in zwei Jahren wird sich entscheiden, welche Standortregionen für die übertägige Erkundung die *Bundesgesellschaft für Endlagerung* aus den bisherigen Teilgebieten, die günstige geologische Voraussetzungen für die sichere Endlagerung radioaktiver Abfälle erwarten ließen, an das *Bundesamt für die Sicherheit der nuklearen Entsorgung* übermitteln wird. Nach einer Prüfung durch das Bundesamt und der Einbeziehung des Bundestages werden diese Standortregionen darauf durch Bundesgesetz bestimmt.

Schon mit dem Vorschlag der zur übertägigen Erkundung vorgesehenen Standortregionen muss aber die im Standortauswahlgesetz in § 10 vorgesehene Beteiligung umgesetzt werden und wird das Bundesamt in jeder dieser Regionen eine Regionalkonferenz einrichten, die unter anderem Gelegenheit zu Stellungnahmen erhalten soll. Wenn man den Aufgabenkatalog dieser (ehrenamtlichen!) Konferenzen durchliest, erkennt man unschwer, dass es sich um einen anspruchsvollen Auftrag handelt. Und für ihre vermutlich bedeutsamste Aufgabe, nämlich gegebenenfalls einen qualifizierten Nachprüfauftrag für den Standortvorschlag zu stellen, werden der Konferenz gerade ein-

mal sechs Monate eingeräumt. Aber auch wenn aus unseren (vier!) Teilgebieten kein Vorschlag zur übertägigen Erkundung gemacht werden sollte, ist das Wendland in jedem Fall beteiligt. In der Fachkonferenz *Rat der Regionen*, nämlich, in der auch Vertreterinnen der Zwischenlagerstandorte mitmachen sollen, und die neben allgemeiner Prozessbegleitung auch „Hilfestellung beim Ausgleich widerstreitender Interessen“ leisten sollen. Eigentlich ja eine kluge Idee. Sie hätte von uns sein können.

Aber etwas stößt uns dann doch sauer auf. Schon wieder sollen wir uns ehrenamtlich engagieren, um den Dreck der Atomindustrie aufzuräumen. Dieses Mal sogar gesetzlich vorgesehen. Aber dort, wo wir seit Jahren lautstark die Beteiligung der Betroffenen einfordern, bei der auf ein Jahrhundert ausgeweiteten Zwischenlagerung nämlich, da stoßen wir bislang (noch) auf taube Ohren. Die Verantwortlichen ruhen sich auf fehlenden gesetzlichen Regelungen aus, die wir aber im Falle der Endlagerung auch erst in Jahrzehnten erkämpfen mussten.

Es bleibt zu hoffen, dass das Bundesumweltministerium unsere Mahnungen erhört, und mindestens weiter reichende Beteiligungsmöglichkeiten im Rahmen der Umweltverträglichkeitsprüfungen zur Neugenehmigung der Zwischenlagerung schafft. Es wäre möglich, dass wir sonst doch mal wieder laut werden und spätestens im *Rat der Regionen* auf den Tisch hauen müssen...

A large, bright yellow and white nuclear mushroom cloud explosion dominates the center of the image. The cloud has a thick, billowing top and a narrow stem. Below the cloud, a paved road stretches from the foreground into the distance, leading the viewer's eye towards the explosion. The landscape is a flat, arid desert with sparse, dry vegetation. The sky is a hazy, orange-brown color, suggesting a sunset or sunrise. The overall tone is dramatic and ominous.

Kriege mit den Atomen für den Frieden

Wenn Atomanlagen gezielt unter Beschuss genommen oder als Schutzschilde missbraucht werden, offenbart sich, dass es gar keine Kernwaffen braucht, um die sogenannte zivile Nutzung der Atomkraft zur militärischen zu machen. Von Wolfgang Ehmke

Am 14. Februar kurz vor 2 Uhr nachts traf eine Drohne des iranischen Typs Shahed-136 die Schutzhülle des Atomkraftwerks Tschernobyl, riss ein mehr als 15 Quadratmeter großes Loch und löste Schwelbrände aus. Erst nach zwei Wochen waren die letzten Glutnester gelöscht, rund 200 Quadratmeter wurden beschädigt.

Diese Schutzhülle – 270 Meter lang, 100 Meter hoch und 30000 Tonnen schwer – wird im Fachjargon als *New Safe Confinement* bezeichnet; sie überspannt nicht nur den einsturzgefährdeten Sarkophag, sondern auch die gesamte technische Infrastruktur für den Rückbau – Kransysteme, Kontrollräume, Spezialwerkstätten – und soll für 100 Jahre den Austritt radioaktiver Stoffe verhindern.

Jetzt gibt es keinen Überdruck mehr, Regen und Feuchtigkeit dringen ein. Der Schwerlastkran für den Rückbau wurde beschädigt, ebenso wie die elektrischen Systeme. Alles muss repariert werden. Die Strahlung hat sich nur deshalb nicht erhöht, weil der Rückbau des havarierten Reaktors noch nicht lief – der ist noch in Planung, unter anderem wegen des mehr als 1000 Tonnen schweren Reaktordeckels, der seit der Explosion am 26. April 1986 schräg steht und die Stabilität der zerstörten Anlage zusätzlich gefährdet. Eine vollständige Reparatur wäre zwar möglich, sagte Artem Siryj, Betriebsleiter der Schutzhülle, laut *Tagesschau*. Doch die finanziellen Mittel dafür dürften kaum aufzubringen sein, das *New Safe Confinement* hatte rund 2,1 Milliarden Euro gekostet.

Drei Jahre zuvor, am 24. Februar 2022, am Tag des russischen Überfalls auf die Ukraine, hatten bereits russische Truppen das Gelände des Atomkraftwerks Tschernobyl besetzt. Das war ein gezielter Vorstoß, den die russischen Einheiten zuvor im baugleichen AKW Kursk trainiert hatten, die kommandierenden Generale Sergei Burakow und Oberst Andrei Frolenkow wurden in der russischen Presse als Helden gefeiert.

Ausgerechnet Tschernobyl. Ausgerechnet eine Drohne iranischer Bauart. Da kommen für eine dystopische Erzählung zwei Fäden zusammen. Der Chef der *Internationalen Atomorganisation* IAEA, der argentinische Diplomat Rafa-

el Grossi, reagierte umgehend und ließ den Aggressor Russland wissen, dass „jeder bewaffnete Angriff auf und jede Bedrohung von Kernanlagen, die friedlichen Zwecken dienen, einen Verstoß gegen die Grundsätze der Charta der Vereinten Nationen, des Völkerrechts und der Satzung der Organisation darstellt“ – das wissen die russischen Machthaber auch so, denn Russland ist Mitglied der IAEA und Grossi hat natürlich keinen Eindruck auf den Aggressor gemacht.

Die IAEA gibt es seit 1956, sie ist die wichtigste internationale Organisation für die Zusammenarbeit in Fragen der sogenannten friedlichen Nutzung der Atomenergie („Atoms for Peace“). Sie setzt sich laut Statut zum Ziel, den Beitrag der Atomkraft und ziviler nuklearer Technologien zu Frieden, Gesundheit und Wohlstand in der Welt zu erhöhen. Eine Kontrollbehörde ist es also nicht. Sanktionen sind nicht möglich. Hier bündeln sich die Probleme auf bizarre Art. Denn die IAEA wird niemals einräumen, dass die Nutzung der Atomkraft riskant ist, dass es sich um eine Hochrisikotechnologie handelt. Die Aussagen der IAEA zur Reaktorkatastrophe von Tschernobyl im Jahr 1986 waren beispielhaft beschwichtigend und sind von daher höchst umstritten. Ein bemerkenswertes Beispiel dafür ist die Gedenkschrift der Regierungen der Russischen Föderation, Belarus und der Ukraine aus dem Jahr 2006, die von der IAEA veröffentlicht wurde und in der die Todes- und Krebsfälle als Folge der des Super-GAUs in Tschernobyl relativiert werden.

Das Einzige, was die IAEA also machen kann, ist beschwichtigen. Diplomatie, das passt zum Diplomaten Grossi. Aber auch diese Möglichkeiten sind arg beschränkt. Die ganze Hilflosigkeit der IAEA und ihres rührigen Chefs im Kriegsfall wurde immer wieder offensichtlich. Da, wo es möglich ist, taucht er mit einigen Inspektoren auf, aber er hat keinen Handlungsspielraum und ist in der Pro-Atom-Blase gefangen. Im Juni 2023 konnte er sich zwar selbst ein Bild von der Lage vor Ort in Tschernobyl machen. Vororttermine sind nicht einmal Standard, sie wurden ihm und seiner Crew auch schon verweigert. Wie es mit dem Rückbau vor Ort und



Beschädigung des ukrainischen AKW Saporischschja nach einem Drohnenangriff

Europas größtes Atomkraftwerk in Dauergefahr

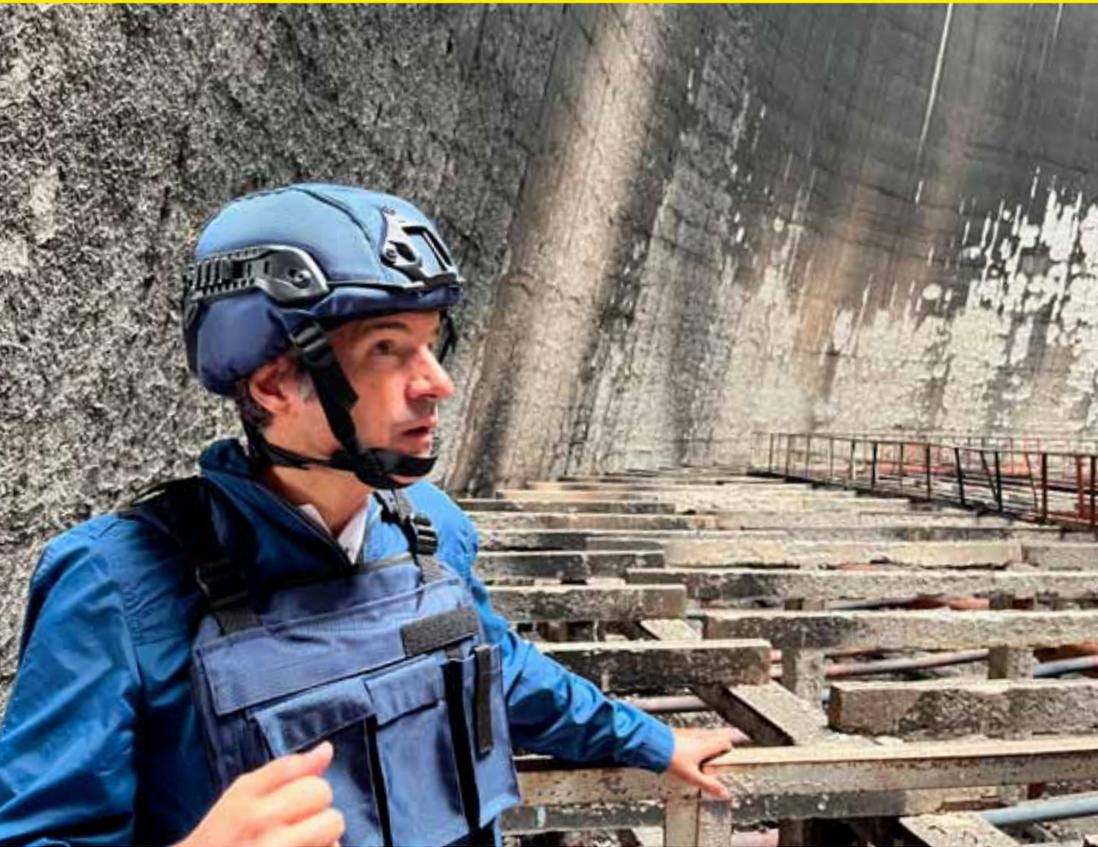
Das Atomkraftwerk Saporischschja im Südosten der Ukraine ist mit sechs Reaktoren und rund 5,7 Gigawatt Leistung das größte Europas. Seit seiner Inbetriebnahme in den 1980er-Jahren war es ein Pfeiler der ukrainischen Energieversorgung – bis der russische Angriffskrieg alles veränderte.

Im März 2022 übernahmen russische Truppen die Kontrolle. Seither ist das Werk Schauplatz ständiger Spannungen: Die Reaktoren wurden aus Sicherheitsgründen heruntergefahren, die Kühlung erfolgt seit der Zerstörung des Kachowka-Stausees 2023 notdürftig über Grundwasserbrunnen.

Die IAEA warnt regelmäßig vor der fragilen Lage. Mehrfach fiel die externe Stromversorgung aus – eine der größten Gefahren, da sie für Kühlung und Sicherheitssysteme unerlässlich ist. Zudem erschweren Minen, eingeschränktes Personal und mangelnde Wartung den Betrieb.

Während Moskau und Kiew sich gegenseitig für Angriffe auf das Gelände verantwortlich machen, bleibt die internationale Sorge groß. Experten fordern eine Demilitarisierung des Areals, um eine nukleare Katastrophe zu verhindern.

Das Kraftwerk ist längst nicht mehr ein Symbol der Energieversorgung, sondern ein Risiko im Herzen des Krieges – mit Folgen, die weit über die Ukraine hinausreichen könnten.



IAEA-Generaldirektor Rafael Mariano Grossi begutachtet im September 2024 Schäden im Inneren des Kühlturms des ukrainischen Atomkraftwerks Saporischschja (ZNPP).

der Abschirmung des havarierten Reaktorblocks weitergeht, bleibt indes unklar.

Die Gefahr, dass die Kühlung der heißen hochradioaktiven Abfälle in Tschernobyl durch die Kriegseinwirkungen unterbrochen werden könnte oder gar ganz ausfiele, setzte sich bei den Kampfhandlungen um den AKW-Komplex Saporischschja fort. Für das Ziel, einerseits die Energieversorgung der Ukraine zu torpedieren und andererseits das AKW als Schutzschild für eigene Kampfhandlungen der jeweiligen Kriegspartei zu nutzen, wird als „Kollateralschaden“ eine Nuklearkatastrophe in Kauf genommen, denn auch der „Kaltabschaltzustand der Reaktoren“ funktioniert nicht ohne Kühlung. Neunmal seit August 2022 fiel laut Medienberichten die Hauptleitung des Atomkraftwerks aus. „Die Sicherheitslage bleibt weiter sehr schwierig. Mehr noch, wir registrieren, dass die Zahl der Attacken steigt“, räumte Grossi nach einem Treffen mit dem Chef der russischen Atombehörde Ros-atom, Alexej Lichatschow, im Februar 2025 in Moskau ein,

wie die Nachrichtenagentur *Interfax* berichtete. Auch dort das gleiche Spiel: Mal darf sich Grossi mit seinem Gefolge selbst ein Bild vom Ausmaß der Zerstörung machen, mal bleibt er außen vor.

► Atomkraft kriegstauglich?

Die Bundesrepublik sei weltweit das einzige Land, das vollständig aus der Atomenergie ausgestiegen sei, ließ der Nukleardiplomat auf der Weltklimakonferenz COP 29 in Baku zwischendurch wissen. Eine Rückkehr Deutschlands zur Kernkraft wäre „logisch und rational“. Und dann noch das: Die Gefahr militärischer Angriffe auf Atomkraftwerke sei kein Argument gegen den Betrieb und Neubau von Atomkraftwerken. Schließlich könnten auch Hochhäuser beschossen werden oder Flugzeuge, die Kriegsgebiete wie die Ukraine überfliegen, tönte Grossi in jenem Interview laut *Deutschen Presse-Agentur* auf der Weltklimakonferenz in Aserbaidschan: „Das Problem ist der Krieg. Das Problem ist nicht das Atomkraftwerk.“

Dass auch Atomanlagen direkte Kriegsziele und nicht „nur“ als ein Schutzschild für die Kriegsführung oder von „Kollateralschäden“ betroffen sein könnten, wurde schließlich durch das Bombardement von Fordo, Natans und Isfahan endgültig dokumentiert. Da nützt auch kein IAEA-Statut.

Neben der Anlage Fordo griffen die USA Ende Juni die Anreicherungsanlage von Natans und die Atomanlagen von Isfahan an. Isfahan wurde nach Angaben des US-Verteidigungsministeriums mit Marschflugkörpern angegriffen, die beiden anderen Anlagen mit den schwersten bunkerbrechenden Bomben im Arsenal des US-Militärs. „Es handelte sich dabei um die Bomben vom Typ GBU-57, auch bezeichnet als *Massive Ordnance Penetrator*. Ihre hohe Durchschlagskraft erlangen sie vor allem durch ihr Gewicht von mehr als 13 Tonnen. Nach Angaben der US-Armee soll der „Bunkerbrecher Fels oder Stahlbeton bis zu 60 Meter durchdringen können, bevor er detoniert“, berichtete die *Tagesschau*.

Ob dabei die Anlagen wirklich zerstört wurden, ist jedoch höchst zweifelhaft. Dazu gibt es widersprüchliche Berichte. „*CNN* und die *New York Times* hatten zuletzt unter Berufung auf Geheimdienste berichtet, das iranische Atomprogramm sei durch die US-Angriffe womöglich nur um einige Monate zurückgeworfen worden. Die US-Regierung widerspricht dem allerdings,“ vermeldete der *Deutschlandfunk*.

Nun kommt wieder Rafael Grossi zu Wort. Zum absoluten Tabubruch, also dem gezielten Angriff auf Atomanlagen, äußert er sich zwar auch ganz kurz, aber das hat bekanntlich keine Konsequenzen: „Ich habe wiederholt festgehalten, dass Atomanlagen nie angegriffen werden dürfen, egal in welchem Kontext oder unter welchen Umständen“, sagte er vor dem Gouverneursrat der IAEA in Wien. Dann schaltet er gleich wieder um auf den Pro-Atom-Kurs: Der Iran wäre grundsätzlich in der Lage, die Nuklearanlagen des Landes wieder aufzubauen. Die Islamische Republik verfüge über das nötige technische Wissen und die industriellen Kapazitäten, betonte Grossi, ein Teil der Infrastruktur habe die US-Luftangriffe überstanden. Er bekräftigte die Bereitschaft, dass die Inspek-

toren der IAEA ihre Kontrollen in den Atomanlagen wieder aufnehmen könnten.

Das ist sein Geschäftsmodell. Ob das geschieht, ist aber unklar. Das iranische Parlament stimmte dafür, die Zusammenarbeit mit der IAEA auszusetzen. Es gab sogar eine Todesdrohung gegen Grossi. Die dem obersten Führer Ajatollah Ali Chamenei nahestehende Zeitung *Kayhan* bezeichnete den IAEA-Chef als „israelischen Agenten“. Sollte Grossi in den Iran einreisen, müsse er vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt werden, hieß es in dem Artikel. Offiziell wies Irans Regierung den Vorwurf einer Drohung zurück. Der iranische UN-Botschafter Amir Saeid Iravani bestritt, dass es eine Drohung gegen Grossi gebe. Präsident Massud Pesechskian sagte laut Medienberichten dem französischen Präsidenten Emmanuel Macron in einem Telefonat, die „doppelten Standards“ der IAEA hätten Probleme für die regionale und globale Sicherheit geschaffen. „Die Ansicht der iranischen Regierung, des Parlaments und des Volkes ist, dass der IAEA-Direktor nicht unparteiisch gehandelt hat“, zitierten ihn Medien.

► Wie gefährlich wäre ein Angriff auf Atomanlagen in Europa?

Wie groß die Gefahr eines Angriffs auf Atomanlagen für Europa ist, kommt auf den Standort an. Derzeit betreiben 13 der 27 EU-Staaten Atomkraftwerke, zusammen mit Großbritannien und der Schweiz sind es rund 100 Reaktoren, mehr als die Hälfte davon in Frankreich, listet der *Klimareporter* auf. Ein direkter Angriff auf ein Atomkraftwerk hätte verheerende Folgen.

Aber auch in Deutschland gibt es Atomanlagen, die trotz des Atomausstiegs weiterlaufen. Im nordrhein-westfälischen Gronau steht beispielsweise eine gemeinsam mit Großbritannien und den Niederlanden betriebene Uran-Anreicherungsanlage. Hier bestünden ähnliche Gefahren, wie bei den Anlagen im Iran. In Lingen betreibt die französische *Framatome* eine Brennelementefabrik und strebt ein Joint-Venture mit *Rosatom* an. Aggressor Russland hin, Sanktionen her. Dazu kommt der Forschungsreaktor Garching bei München. Er steht zwar seit Jah-

ren still. Wenn er wieder anläuft, soll das mit waffenfähigem hochangereichertem Uran geschehen. Das *Bundesamt für die Sicherheit der nuklearen Entsorgung* (BASE) schreibt dazu: „Russlands Angriffskrieg macht deutlich, dass internationale Regeln, die Kriegshandlungen rund um Atomkraftwerke untersagen, nur so lange Bestand haben können, wie sich alle Akteure daran gebunden fühlen. Atomanlagen werden in derartigen Fällen zu einer besonderen Bedrohung. Ihre Nutzung ist in vielen Atomstaaten zudem eng mit dem militärischen Gebrauch verbunden.“

Überhaupt nicht gegen kriegerische Einwirkungen geschützt sind die sechzehn oberirdischen Zwischenlager mit hochradioaktiven Abfällen. Dipl.-Physikerin Oda Becker hat exemplarisch die beiden Castor-Lager in Ahaus und Brokdorf untersucht und hierbei erstmalig auch mögliche Angriffsszenarien mit Drohnen berücksichtigt. Sie warnt: „Der Einsatz von Drohnen in militärischen Konflikten hat in den letzten Jahren rasant zugenommen und wird in den kommenden Jahren weiter zunehmen. Drohnen gelten im Ukrainekrieg bereits als ‚Gamechanger‘“.

Ihre Studie zeigt deutliche Lücken in den Sicherheitskonzepten am Beispiel der Zwischenlager in Ahaus und Brokdorf auf. Diese können im Falle eines Unfalls oder gezielten Angriffes zu einer enormen Gefahr für die Anwohnerinnen und Anwohner werden. Die zu erwartenden Strahlenbelastungen infolge eines Flugzeugabsturzes, eines Hohlladungsbeschusses oder eines Drohnenangriffs seien für Menschen gesundheitsschädlich und bis in eine bestimmte Entfernung sogar lebensbedrohlich.

Es stimmt: Das Hauptproblem ist zwar der Krieg, aber – so muss man es letztlich Grossi und seiner Pro-Atom-Organisation IAEA vorhalten – wenig minder sind es auch die Atomanlagen selbst.



Brand an der neuen Sicherheitshülle (NSC) des Atomkraftwerks Tschernobyl nach einem Drohnenangriff am 14. Februar 2025.

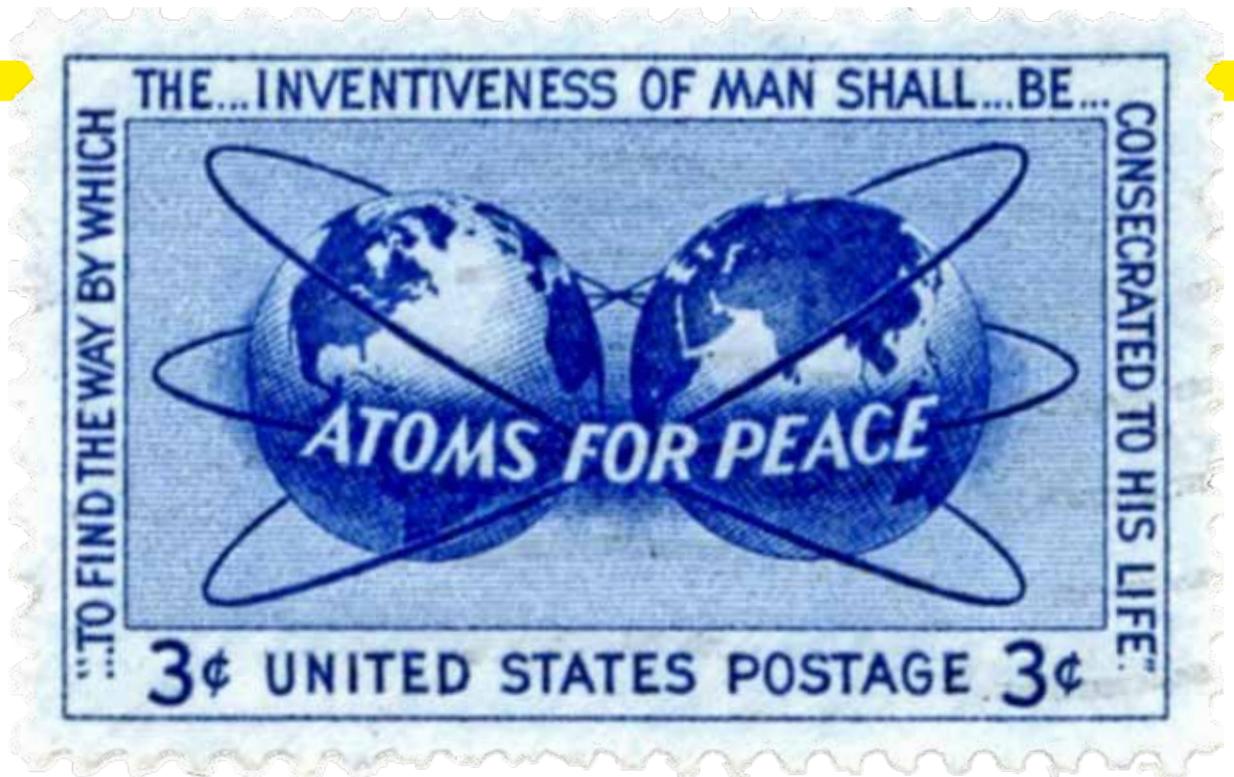
Reaktorunfall in Tschernobyl Schwerste Katastrophe der zivilen Atomenergie

Am 26. April 1986 kam es im Kernkraftwerk Tschernobyl in der damaligen Sowjetunion, rund 100 Kilometer nördlich von Kiew und heute in der Ukraine gelegen, zu einem schweren Unfall. Während eines Sicherheitstests explodierte Reaktorblock 4. Durch die Explosion und den anschließenden Brand wurden enorme Mengen radioaktiver Stoffe in die Atmosphäre geschleudert.

Die radioaktive Wolke breitete sich über weite Teile Europas aus. In der näheren Umgebung mussten mehr als 100 000 Menschen evakuiert werden, ganze Städte und Dörfer wie die nahegelegene Arbeiterstadt Prypjat wurden dauerhaft verlassen. Auch in anderen europäischen Ländern wurden erhöhte Strahlenwerte gemessen.

Die Folgen des Unfalls sind bis heute spürbar. Viele Einsatzkräfte, sogenannte „Liquidatoren“, erlitten akute Strahlenschäden, und zahlreiche Studien belegen bis in die Gegenwart gesundheitliche und ökologische Langzeitfolgen.

Der Unfall von Tschernobyl gilt als schwerste Katastrophe in der Geschichte der zivilen Kernenergie und prägte weltweit die Diskussion über die Risiken der Atomkraft.



Das Kraftwerk & die Bombe

siamesische Zwillinge der Atomenergie

Zahlreiche Länder hegen oder hegten Atomwaffenträume. Die wissenschaftlichen Grundlagen für zivile und militärische Anwendungen sind identisch. Und die eigentliche Entwicklung eines Sprengkörperdesigns ist recht unkompliziert. Das haben zwei Postdoktoranden schon in den 1960ern nachgewiesen. Ein Beitrag des Bundesumweltministeriums

Im November 1945 rief die schweizerische Regierung eine Studienkommission für Atomenergie ins Leben, der sie den geheimen Auftrag erteilte, „die Möglichkeit der Entwicklung einer Schweizer Atombombe zu untersuchen“. Im Januar 1969 jedoch bereitete eine Kernschmelze im Versuchsreaktor Lucens den Atomwaffenträumen der Eidgenossenschaft ein vorläufiges Ende.

Die Schweiz und ein verdecktes Atomwaffenprogramm? Eigentlich nicht vorstellbar, doch etliche der Staaten, die heute die Atomenergie zur Stromerzeugung nutzen, trieben damals auch geheime Waffenprogramme voran. Zu diesem Club gehörten Argentinien, Belgien, Brasilien, Deutschland, Indien, Iran, Italien, Pakistan und Schweden. Südafrika betrieb un-

ter der Apartheid Atomkraftwerke und verfügte über mehrere Atomsprenkköpfe. Diese wurden verschrottet, als demokratische Wahlen vor der Tür standen. Nordkorea begann mit dem Bau zweier Atomkraftwerke, ließ sie jedoch unvollendet und entschied sich für die militärische Variante. Israel interessierte sich gar nicht erst für Atomstrom, sondern fertigte unter dem Deckmantel ziviler Forschung zielstrebig ein ganzes Atomwaffenarsenal.

Und die Geschichte reicht bis in die Gegenwart. Der saudi-arabische Prinz Mohammed bin Salman erklärte 2019 unverblümt: „Sollte Iran die Atombombe bauen, werden wir so schnell wie möglich nachziehen.“ So war es immer seit der Entdeckung der Kernspaltung: Die Bombe als Option. Albert Einstein erklärte es zu ei-

nem großen Fehler seines Lebens, „als ich den Brief an Präsident Roosevelt unterzeichnete, in dem ich empfahl, Atombomben zu bauen“. Seit das *Manhattan Project* vor 75 Jahren zum Bau der Waffen geführt hatte, die Hiroshima und Nagasaki in Schutt und Asche legen sollten, gingen die zivile und die militärische Nutzung der Atomenergie Hand in Hand. Schon 1950, bevor US-Präsident Eisenhower 1953 seine Rede „Atoms for Peace“ (Atome für den Frieden) vor den Vereinten Nationen gehalten hatte, und bevor 1954 das erste Atomkraftwerk der Welt im sowjetischen Obninsk ans Netz gegangen war, bezeichnete der damalige Chef der amerikanischen Atomenergiekommission die beiden Varianten der kerntechnischen Entwicklung als „siamesische Zwillinge“.

Die Grundlagen der Atomwissenschaft sind dieselben, ob in der zivilen oder militärischen Nutzung: Kernspaltung, Kettenreaktion, Reaktortechnik, Strahlenschutz und spaltbares Material. Spaltbares Uran kann zu Brennstoff in einem Reaktor oder zu Sprengstoff in einer Bombe angereichert werden. In der französischen Wiederaufarbeitungsanlage La Hague werden alljährlich etwa zehn Tonnen Plutonium aus abgebranntem Brennstoff herausgelöst und in neuen Brennelementen verarbeitet. Für den Bau eines Sprengsatzes genügen wenige Kilogramm – das Volumen einer Grapefruit.

► Kein unüberwindliches Problem

Im Dezember 1966 lieferten zwei Postdoktoranden ihren Bericht über ein brisantes Experiment ab. Auftraggeber war ein Atomwaffenzentrum der US-Regierung. Seine Ergebnisse wurden umgehend *Secret* gestempelt, die Geheimhaltung erst 2003 teilweise aufgehoben. Die beiden jungen Physiker sollten herausfinden, ob „mit bescheidenem Aufwand, ohne Zugang zu Geheiminformationen, ein glaubwürdiger Atom Sprengsatz entwickelt werden kann“, der einer kleinen Nation „eine erhebliche Wirkung auf ihre Außenpolitik verschaffen würde“. Führende Waffenexperten in den USA bestätigten die Funktionstüchtigkeit des von den Jungwissenschaftlern – ohne Internet – entwickelten Designs. Die beiden hatten die Bauanleitung für eine Plutoniumbombe entwickelt, wie sie Nagasaki verwüstete. Das Prinzip eines Uransprengsatzes vom Typ Hiroshima, mit vergleichbar verheerender Wirkung, erschien ihnen „zu simpel“ für den erhofften Karrieresprung.

► Unter Kontrolle?

Außerhalb der Grenzen der offiziellen Atomwaffenstaaten bedarf es einer Logistik, die in der Lage ist, wissenschaftlich-technische Konzepte, Produktionsanlagen und spaltbares Material

von ausreichender Qualität und Menge bereitzustellen – und dies unter absoluter Geheimhaltung. Die in Wien ansässige *Internationale Atomenergieorganisation* (IAEO) hat die Aufgabe, weltweit sicherzustellen, dass Spaltmaterial und zivile Atomanlagen nicht zu militärischen Zwecken missbraucht werden. Gleichzeitig sollen die Kontrolleure, „den Beitrag der Atomenergie zu Frieden, Gesundheit und Wohlstand weltweit beschleunigen und vergrößern“. Ein wahrer Spagat: Die Atomkraft zu kontrollieren und sie gleichzeitig zu propagieren.

Der Spagat wird umso quälender, je größer die Zahl der Atomanlagen und die Mengen an spaltbarem Material. Und je mehr Länder sich der Atomenergie – mit oder ohne militärische Hintergedanken – verschreiben. Gleichzeitig fehlt es an entsprechenden Mitteln. Pierre Goldschmidt, der ehemalige Vizevorsitzende und Chefinspektor der IAEO, bemerkte einmal, das Budget der Wiener Polizei sei dreimal so hoch wie die Mittel für die weltweite nukleare Sicherung. Und weiter: „Die Kosten des Golfkrieges von 1991 in drei Monaten entsprechen dem regulären 1000-Jahres-Budget der Agentur für die [nukleare] Sicherheitsüberwachung.“



US-Präsident Eisenhower am 8. Dezember 1953 vor der UN-Vollversammlung in New York

Atoms for Peace

Atoms for Peace (dt.: Atome für den Frieden) ist der Titel einer Rede, die der US-amerikanische Präsident Dwight D. Eisenhower am 8. Dezember 1953 vor der UN-Vollversammlung in New York City hielt.

Er präsentierte im Rahmen dieser Rede seine Vorstellungen von der friedlichen Nutzung der Atomenergie. Ein berühmter Auszug aus dieser Rede lautet: „... die Vereinigten Staaten verpflichten sich vor Ihnen und damit vor der Welt, zur Lösung des furchtbaren atomaren Dilemmas beizutragen – sich mit ganzem Herzen und Verstand dafür einzusetzen, dass der wunderbare Erfindungsreichtum des Menschen nicht dem Tod, sondern dem Leben geweiht wird.“

So sollte die Atomenergie der Energieerzeugung, in Form von zum Beispiel elektrischem Strom und Wärme, sowie Anwendungsbereichen wie Medizin, Bekämpfung von Krankheitsüberträgern und Ernährung dienen. Das alles, so Eisenhower, solle so unter dem Dach einer internationalen Atomenergie-Organisation realisiert werden.

Zu viele Heucheleien

Das iranische Atomprogramm empört die westliche Welt nicht erst seit den Angriffen Israels und der USA auf die Anlagen in Natans, Isfahan und Fordo.

Dass europäische Firmen kräftig mitverdienen, regt offenbar weniger auf.
Von Detlef zum Winkel



Iranische Urananreicherungsanlage Fordo nach Bombardement

Israel hat gehandelt und Einrichtungen des iranischen Atomprogramms angegriffen. Militärische Ziele waren die Urananreicherungsanlage in Natans, der noch nicht in Betrieb genommene Schwerwasserreaktor in Khondab, vormals als Reaktor von Arak bekannt, atomare Produktionsstätten in Isfahan, darunter eine Fabrik zur Umwandlung von Uranoxid, wie es für kommerzielle Anwendungen gebraucht wird, in Uranmetall, das für die Atombombe benötigt wird, sowie Labors und wissenschaftliche Institute in Teheran und Isfahan. Radioaktivität sei bei diesen Bombardements nicht ausgetreten, teilte die Wiener Atomagentur IAEA mit. Noch gravierender ist die Tötung etlicher Kader des iranischen Atomprogramms, gleich zu Beginn der israelischen Offensive durch geheimdienstliche Aktionen.

► Inaktivität der Politik

Israels Handeln beschämt die Jahrzehnte lange Inaktivität der internationalen Politik, die es dem

Mullah-Regime überhaupt erst ermöglicht hat, den Status einer latenten Atommacht zu erreichen. Dafür wollte Friedrich Merz offenbar eine Art Anerkennung aussprechen, als er während des G7-Gipfels in Kanada sagte, die Israelis würden die „Drecksarbeit“ für die Weltgemeinschaft erledigen. Seine provokante Wortwahl ist eine Flucht nach vorne: Sie lenkt von den tatsächlich schmutzigen Geschäften ab, mit denen westliche und insbesondere deutsche Unternehmen dem Iran behilflich waren.

Das lässt sich besonders deutlich an jener Atomanlage veranschaulichen, die Ende Juni in aller Munde war und ebenfalls attackiert wurde, diesmal von den USA: Die unterirdische Urananreicherungsanlage Fordo. Diese liegt 60 bis 90 Meter unter massivem Felsgestein und kann angeblich nur von tonnenschweren Bomben des Pentagons erreicht werden. Nach Auskunft von Dan Cain, Vorsitzender der Vereinigten Stabschefs und ranghöchster Militär der USA, wurden 14 bun-

kerbrechende Bomben und mehr als zwei Dutzend Marschflugkörper gegen die Anreicherungsanlagen von Fordo und Natans sowie gegen ein Kernforschungszentrum in Isfahan eingesetzt. Damit sei die „totale Zerstörung des iranischen Atomprogramms“ erreicht worden, triumphierte US-Präsident Donald Trump im Einklang mit seinem Kriegsminister Pete Hegseth. Die iranische Seite sieht das anders. Die Schäden seien reparabel, das Atomprogramm werde fortgesetzt.

► Forcierte Herstellung?

Iran droht nun mit dem Austritt aus dem Atomwaffensperrvertrag. Das wäre gleichbedeutend mit einer Ankündigung, die Herstellung von Atomwaffen dann in Angriff zu nehmen. Es würde auch den Weisungen entsprechen, die der oberste Führer Ali Chamenei schon vor geraumer Zeit unmissverständlich erteilt hat: Wenn ein Angriff auf Irans nukleare Einrichtungen erfolge, werde die offizielle Atomdoktrin geändert. Iran wird demnach versuchen, einen Weg nach dem Vorbild Nordkoreas einzuschlagen.

Die wichtigste Voraussetzung für die Herstellung eigener Atombomben ist wohl immer noch vorhanden. Mehr als 400 Kilogramm nahezu waffentauglichen Urans, die in Fordo und Natans produziert wurden, sind anscheinend vor dem US-Bombardement an einen unbekannt Ort gebracht worden. Dies behauptete der ehemalige Kommandeur der Revolutionsgarden, Mohsen Rezaei. Die Tatsache, dass bisher keine Radioaktivität in den Umgebungen von Fordo und Natans gemessen wurde, scheint ihm recht zu geben. Möglicherweise waren die mit schwersten konventionellen Bomben traktierten Anreicherungsanlagen leer. Bei der Suche nach dem weggeschafften Vorrat stößt allerdings die von den USA demonstrierte bunkerbrechende Intelligenz an ihre Grenzen.

► EU nicht glaubwürdig

In dieser explosiven Situation warnen die EU-Kommission und die europäischen Regierungen vor einer weiteren Eskalation. Wie man es von ihnen gewohnt ist, fordern sie Gespräche und diplomatische Initiativen, um den Konflikt unter

Kontrolle zu bringen und einen Flächenbrand im Nahen Osten zu verhindern. So einleuchtend die Appelle klingen mögen, so wenig Beachtung finden sie bei den Kriegsparteien – und das zu Recht. Denn die europäische Iranpolitik hat nahezu jede Glaubwürdigkeit verloren. In Brüssel, Berlin, Paris, London, Wien und Rom ist man vor allem bemüht, die eigenen Anteile an der iranischen Nuklearindustrie vergessen zu machen. Dabei weiß man doch über die „sagenumwobene Atomfestung Fordo“ (FAZ), an der sich der Krieg entscheiden werde, mehr, als man öffentlich zugeben bereit ist.

► Fake-News als Mittel

Die Nachrichtenagentur *Reuters* verbreitete im Januar 2021 ein Foto, das nach Angaben der Agentur das Innere der Anreicherungsanlage von Fordo zeigen sollte. Dieses erste und bisher einzige Foto von Fordo, das die iranische Organisation für Atomenergie zur Veröffentlichung freigegeben hatte, ging damals um die Welt. Keiner hat bemerkt oder man wollte es später nicht eingestehen, dass das Foto eine plumpe Fälschung war. In Wahrheit zeigt es die Eingangsstraße der niederländischen Anreicherungsanlage Almelo. Die iranischen PR-Leute haben es einfach einem Prospekt der Betreiberfirma der *Urenco* entnommen und als Aufnahme ihrer eigenen Einrichtung ausgegeben. *Urenco* widersprach nicht. Dass im Iran gern mit gefälschten Fotos gearbeitet wird, ist für sich genommen keine besonders interessante Entdeckung. Bedenklich wird die Angelegenheit allerdings, wenn man feststellt, dass fast alle westlichen Urananreicherungsanlagen aussehen wie jene von Almelo, weil sie alle mit *Urenco*-Technik ausgerüstet sind. Und so ist das Foto der iranischen Organisation für Atomenergie vielleicht gar nicht mal so irreführend. Auch in Fordo könnte es aussehen wie in Almelo, Gronau, Capenhurst, Eunice. Das ist eine Vermutung. Sie wird enorm bestärkt durch eine Passage des Wiener Abkommens *Joint Comprehensive Plan of Action* (JCPOA), in dem die fünf Atomwaffenmächte sowie Deutschland und die EU mit dem Iran 2015 eine Reduzierung seines Atomprogramms vereinbarten. Das Abkommen enthielt eine be-



Dieses Bild sollte den Anschein erwecken, es zeige die iranische Urananreicherungsanlage in Fordo. Tatsächlich jedoch ist die Anlage im niederländischen Almelo zu sehen.

deutende Ausnahmeregelung beim Verbot nuklearbezogener Ausfuhren an den Iran. Diese Ausnahme stellt der Rat der EU heute noch an den Anfang seiner Dokumentation des JCPOA. Wörtlich heißt es, „dass die Sanktionen nicht mehr für die Bereitstellung von Material, Ausrüstung oder Unterstützung in Bezug auf folgendes gelten: die Modifizierung von zwei Kaskaden der Anlage von Fordo für die Herstellung stabiler Isotope...“

► „Aufforderung“ zum Export

Somit gibt der EU-Rat seit zehn Jahren interessierten Unternehmen eilfertig zur Kenntnis, dass Exporte nach Fordo von den Sanktionen ausgenommen wurden. Das kommt fast einer Aufforderung gleich. Es erübrigt sich festzustellen, dass es sich bei den genannten Kaskaden um jene fortgeschrittenen Zentrifugen handelt, mit denen in Fordo immer höhere Anreicherungen von Uran in immer schnellerem Tempo erreicht wurden.

Diese formal immer noch geltende Ausnahmeregel wurde vom damaligen Außenminister Irans, Mohammed Dschawad Sarif, durchgesetzt und von den anderen beteiligten Außenministern abgenickt. Von deutscher Seite war es der heutige Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, nicht zu vergessen die im Hintergrund wirkende, vielfach gepriesene Diplomatin Helga Schmidt.

► Hinweis

Der Beitrag wurde in leicht veränderter Form zuerst veröffentlicht in *Jungle World* 26/2025



Das Klima im Gerichtssaal

In den vergangenen Jahren haben Gerichte weltweit eine neue Rolle im Kampf gegen den Klimawandel eingenommen: Sie sind zu Schauplätzen von Auseinandersetzungen zwischen Bürger:innen, Umweltorganisationen, Unternehmen und Staaten geworden. Gerichtsverfahren, in denen Regierungen oder Konzerne wegen mangelnden Klimaschutzes oder klimaschädlichen Handelns belangt werden, haben sich zu einem wichtigen juristischen Instrument entwickelt. Von Andreas Conradt

Laut einer Untersuchung des UN-Umweltprogramms (UNEP) gab es 2017 noch rund 900 bekannte Klimaklagen weltweit. Ende 2023 waren es bereits über 2000. Der Trend ist eindeutig: Klimaschutz wird nicht mehr nur politisch oder moralisch eingefordert, sondern auch gerichtlich.

Erstmals in die deutsche Öffentlichkeit gedrungen ist das vor knapp fünf Jahren: Denn mit der Verkündung des Klimaurteils durch das Bundesverfassungsgericht im April 2021 platzt in Karlsruhe eine Bombe. Eine neue Ära bricht an. Draußen auf den Stufen stehen junge Aktivist:innen mit Plakaten. „Wir haben keine Zeit mehr“, sagt die damals 21-jährige Klägerin Luisa Neubauer von *Fridays for Future*. „Dieses Urteil ist ein Wendepunkt. Zum ersten Mal sagt ein Gericht: Unsere Zukunft ist ein Grundrecht.“

Draußen haben die Richter:innen festgehalten, dass die Bundesregierung mit ihrem Klimaschutzgesetz die Freiheitsrechte der jungen Generation verletzt. Damit wird Klimaschutz justiziabel – einklagbar wie andere Grundrechte auch.

► Bauern vor Gericht

Auch Landwirt:innen spüren die Folgen des Klimawandels haut-

nah. Einer von ihnen ist der Biobauer Ulf Allhoff-Cramer aus Detmold. Er hat gegen die Bundesregierung geklagt – seine Felder leiden seit Jahren unter Dürren und Extremwetter.

„Ich sehe, wie meine Böden austrocknen, wie die Ernten zurückgehen“, sagt er. „Und gleichzeitig schaut die Politik zu, wie weiter Kohle verfeuert wird. Worauf sollen wir noch hoffen, wenn nicht auf die Gerichte?“

Zusammen mit anderen Landwirt:innen fordert er, dass der Staat seine Klimaziele nicht nur auf dem Papier festschreibt, sondern auch konsequent einhält.

► Der peruanische Bergführer

Noch eindrücklicher ist der Fall von Saúl Luciano Lliuya, einem Bergführer aus den peruanischen Anden. Über seinem Heimatort Huaraz schmilzt der Gletschersee rasant – die Gefahr einer tödlichen Flutkatastrophe wächst.

„Ich habe Angst um meine Familie und meine Nachbarn“, sagt Lliuya. „Die Menschen hier haben kaum etwas zum Klimawandel beigetragen, aber sie tragen die Folgen.“

Mit Unterstützung von *Germanwatch* verklagt er den Essener Energiekonzern *RWE* auf Beteiligung an den Kosten für Schutzmaßnahmen. Für Roda Verheyen,

seine Anwältin, ist der Fall ein Präzedenzfall: „Auch, wenn die Klage abgewiesen wurde – für den globalen Kampf gegen den Klimawandel ist das Urteil keine Niederlage, ganz im Gegenteil. Denn entscheidend ist, dass erstmals ein deutsches Gericht im Grundsatz anerkannt hat, dass große Treibhausgasverursacher für Klimaschäden haftbar gemacht werden können. Das ist ein spektakulärer Erfolg für den Klimaschutz!“

► Volkswagen im Kreuzfeuer

Auch *Volkswagen* sieht sich einer Klage gegenüber. Ein Landwirt aus Niedersachsen verlangt, dass der Autokonzern die Produktion von Verbrennern bis 2030 beendet. „Ich will, dass meine Kinder auch noch Landwirtschaft betreiben können“, erklärt er. „Dafür braucht es eine Industrie, die Verantwortung übernimmt.“ Das Landgericht Braunschweig wies die Klage zwar ab, doch in der Berufung wird weitergestritten. Für *Greenpeace*, das den Kläger unterstützt, ist klar: „Solche Verfahren setzen ein Signal – niemand kann sich mehr wegdrücken.“

► Der Urgenda-Fall

Ein Meilenstein im internationalen Recht war das Urteil im Verfahren *Urgenda* gegen den niederländischen Staat 2019. Der Oberste Gerichtshof verpflichtete die Regierung, ihre Klimaziele nachzuschärfen – erstmals wurde damit ein Staat auf Basis der Menschenrechte zur aktiven Reduktion von Treibhausgasen verurteilt.

► Klimaschutz ist Menschenrecht

Der *Internationale Gerichtshof* (IGH) in Den Haag hat in einem wegweisenden Gutachten im Juli festgestellt, dass Staaten verpflichtet sind, die Klimakrise aktiv zu bekämpfen. Zum ersten Mal bekräftigt das oberste UN-Gericht, dass eine „saubere, gesunde und nachhaltige Umwelt“ ein fundamentales Menschenrecht ist und Klimaschutz eine völkerrechtliche Pflicht darstellt. Die Entscheidung stellt einen historischen Wendepunkt in der internationalen Klimajurisdiktion dar. Sie liefert eine fundamentale rechtliche Grundlage für Klimaklagen, politische Verantwortung

und Schutzvorkehrungen, insbesondere für verletzte Staaten.

► Juristen im Kampf um Rechte

Vor allem in deutschen Verfahren taucht immer wieder ein Name auf: Roda Verheyen. Die Hamburger Rechtsanwältin gilt als Pionierin des Klimarechts in Deutschland. Für sie ist klar: „Klimaschutz ist nicht freiwillig. Es ist eine Pflicht des Staates – und wenn er sie nicht erfüllt, muss das eintragbar sein.“

Sie unterscheidet sich bewusst von Aktivist:innen: „Ich bin keine Demonstrantin, ich bin Juristin. Mein Werkzeug ist das Recht. Aber das Recht kann mächtig sein.“

► Hoffnung und Skepsis

Natürlich gibt es auch kritische Stimmen. Wirtschaftsvertreter warnen vor einer „Überlastung der Gerichte“ und sehen die Gefahr, dass Unternehmen in ihrer Planungssicherheit leiden. Politiker:innen verweisen darauf, dass die großen Linien demokratisch beschlossen werden sollten. Doch für Kläger:innen wie Allhoff-Cramer oder Lliuya geht es nicht um juristische Theorien, sondern um ihre Existenz. „Wir wollen nur überleben können“, sagt Lliuya. „Und wenn die Politik uns nicht schützt, dann eben die Gerichte.“

► Klimaschutz in den Gerichtssälen

Die Zahl der Klimaklagen in Deutschland wächst. Neue Verfahren richten sich gegen die unzureichende Umsetzung von Klimazielen, gegen Subventionen für fossile Energien oder gegen Autobauer.

Das Karlsruher Urteil von 2021 hat gezeigt: Die Gerichte sind bereit, Verantwortung zu übernehmen. Und so verschiebt sich der Klimaschutz von der Straße in die Gerichtssäle – mit echten Konsequenzen für Politik und Wirtschaft.

„Alle Menschen haben ein Recht auf Zukunft“, sagt Roda Verheyen. „Die Gerichte helfen uns nur, das einzufordern.“

Quellen
BVerfG, OG Hamm, Germanwatch, Greenpeace, ARD, taz, Zeit, BMUP, UNEP, Urgenda Foundation, UNCHR, Energiedepesche

Wegweisende Klimaklagen

Urgenda vs. Niederlande

Die niederländische Stiftung Urgenda verklagte den Staat wegen unzureichender Klimaschutzmaßnahmen. Das Gericht forderte eine Reduktion der Treibhausgasemissionen um mindestens 25 % bis 2020 (gegenüber 1990) – Urteil bestätigt vom Obersten Gerichtshof der Niederlande.

Deutsches Klimagesetz – Jugendklage

Eine Gruppe Jugendlicher argumentierte, Deutschlands Klimaschutzgesetz (55%-Ziel bis 2030) verletze ihre Grundrechte. Das Bundesverfassungsgericht stufte das Gesetz als verfassungswidrig ein und zog eine Verschiebung der Lasten für später mittels unklarer Maßnahmen in Zweifel.

Youth 4 Climate Action – Südkorea

19 junge Aktivist:innen reichten 2020 Klage ein, weil Südkoreas Klimaziele zu unambitioniert seien. Im März 2025 bestätigte das Verfassungsgericht, dass die Klimaschutzmaßnahmen unzureichend sind – ein erster Präzedenzfall in Asien.

Müllner vs. Österreich

Ein MS-Patient klagt Österreich an, weil mangelnder Klimaschutz seine Gesundheit gefährde. Der ECHR prüft seit 2025, ob Österreichs Klimaziele gegen Menschenrechte verstoßen.

Internationaler Gerichtshof

Im Juli 2025 gab der Internationale Gerichtshof (ICJ) eine richtungsweisende Meinungsäußerung ab. Staaten seien verpflichtet, „tiefgreifende, schnelle und nachhaltige“ Emissionsminderungen umzusetzen und die Menschenrechte auf eine gesunde Umwelt zu wahren.

Milieudefensie vs. Shell

Umweltorganisationen verklagten Shell und erreichten 2021 ein Urteil: Shell muss seine Emissionen bis 2030 um 45 % gegenüber 2019 senken – basierend auf der Pflicht zum Schutz der Menschenrechte.

Les Amis de la Terre vs. Total

NGOs verklagten Total zu einem Ölprojekt (EACOP), weil es Umwelt- und Menschenrechtsverletzungen befördere. Der Fall wurde vorerst abgewiesen, wird aber von den Kläger:innen weiter verfolgt.

Saúl Lliuya vs. RWE

Ein peruanischer Bauer klagte den Energiekonzern RWE wegen drohender Gletscherschmelze durch Klimawandel. Das Gericht wies den Fall ab – dennoch wurde anerkannt, dass solche Klagen grundsätzlich möglich sind, was die Haftung großer Verursacher thematisiert.



Eine von 83 Inseln der Republik Vanuatu

Völkerrecht verpflichtet

Mit seinem Urteil setzt der Internationale Gerichtshof in Den Haag ein historisches Zeichen. Seit Ende Juli gilt: Klimaschutz ist ein Menschenrecht. Von Andreas Conradt

Es war ein unscheinbarer Vormittag in Den Haag, als der *Internationale Gerichtshof* (IGH) sein Gutachten zur Rolle von Staaten im Kampf gegen die Klimakrise verkündete. Doch die Worte der Richter hallen nach: Eine lebenswerte Umwelt sei ein Menschenrecht. Damit ist Klimaschutz nicht länger eine Frage politischer Willensbekundungen – sondern eine völkerrechtliche Pflicht.

Das Gutachten, das die 15 Richterinnen und Richter einstimmig verabschiedeten, ist zwar rechtlich nicht bindend. Aber es schafft Orientierung, Maßstab und – so sehen es viele – einen Paradigmenwechsel. Denn von nun an könnte jede Untätigkeit, jeder

Subventionsbescheid für fossile Energien, jedes Zögern beim Klimaschutz nicht nur politische, sondern auch rechtliche Konsequenzen haben.

► Eine Stimme aus dem Pazifik

Begonnen hat alles fast 15 000 Kilometer entfernt, auf den pazifischen Inseln von Vanuatu. Dort, wo das Meer jedes Jahr ein Stück Land verschluckt, wo Stürme heftiger werden und Trinkwasser knapper, wuchs die Idee, das höchste Gericht der Vereinten Nationen einzuschalten. Vanuatu brachte die Initiative in die UN-Vollversammlung – und erhielt Unterstützung von einer breiten Staatengemeinschaft.

Im März 2023 beauftragten die Vereinten Nationen den IGH, ein Gutachten zu den völkerrechtlichen Pflichten der Staaten in der Klimakrise zu erstellen. Mehr als 100 Staaten und Organisationen wurden in Den Haag angehört – von bedrohten Inselstaaten bis hin zu großen Industrienationen.

► Der IGH spannt ein weites Netz

Das nun veröffentlichte Gutachten zeigt: Der Gerichtshof denkt Klimaschutz umfassend. Er leitet Pflichten nicht nur aus bekannten Abkommen wie der UN-Klimarahmenkonvention oder dem Pariser Klimaabkommen ab. Er bezieht auch das Seevölkerrecht, Menschenrechte und das Völkergewohnheitsrecht mit ein.

„Im Kern schafft der IGH eine mosaikartige Übersicht über Klimaschutzpflichten im Völkerrecht“, erklärt der Jurist Giacomo Sebis vom *Wuppertal Institut*. Mit anderen Worten: Kein Staat kann sich durch den Verweis auf fehlende Abkommen aus der Verantwortung stehlen. Selbst ein Austritt – wie ihn die USA unter Donald Trump aus dem Pariser Abkommen vollzogen – befreit nicht von der Pflicht, das Klima zu schützen.

► Mehr als Symbolik

Für viele Beobachter ist die Botschaft eindeutig: Das Gutachten mag keine Gesetze schaffen, aber es entfaltet Druck. „Es ist ein Warnsignal“, sagt Sebis. „Ein Hinweis darauf, wie Richter weltweit argumentieren könnten, wenn Staaten oder Konzerne wegen Klimaschäden verklagt werden.“ Noch deutlicher wird Carl-Friedrich Schleussner von der *Humboldt-Universität*: „Die Vergabe von Lizenzen zur Erschließung fossiler Energien oder Subventionen für Kohle, Öl und Gas kann künftig als völkerrechtswidrig gelten. Das betrifft auch Deutschland.“ Der Wissenschaft-

ler sieht darin einen klaren Auftrag, nationale Politik an den globalen Rechtsrahmen anzupassen.

► Jubel bei NGOs und klare Forderungen

Nicht nur Juristen sehen in Den Haag ein neues Kapitel. Umwelt- und Menschenrechtsorganisationen sprechen von einem Meilenstein: „Den Haag hat das Ende der fossilen Energien eingeläutet“, sagt *Greenpeace*-Deutschland-Chef Martin Kaiser.

Nafkote Dabi von *Oxfam* fordert vor allem die Industriestaaten auf, schnell zu handeln: „Das ist kein Wunschzettel – das ist internationales Recht. Wir brauchen den Ausstieg aus fossilen Brennstoffen und deutlich mehr Unterstützung für die Länder des Globalen Südens.“

Germanwatch wiederum fordert ein stärkeres Klimaschutzgesetz in Deutschland, einen Fonds, in den fossile Unternehmen einzahlen, und mehr Geld für die internationale Klimafinanzierung. „Spätestens zur nächsten Weltklimakonferenz in Brasilien muss die Bundesregierung zeigen, dass sie ihre rechtliche und politische Verantwortung ernst nimmt“, sagt Laura Schäfer von der NGO.

► Ein historisches Moment

Mag sein, dass das Gutachten in den kommenden Monaten in den Mühlen der Politik zerrieben wird. Mag sein, dass Staaten versuchen, seine Wirkung kleinzureden. Doch für die Menschen auf den pazifischen Inseln, für Umweltaktivistinnen, für Klimajuristen weltweit markiert dieser Tag in Den Haag einen historischen Moment.

Erstmals hat ein internationales Gericht klargemacht: Klimaschutz ist kein Goodwill, sondern Pflicht. Und eine intakte Umwelt – so selbstverständlich, wie das klingt – ist ein Menschenrecht.



Bundesregierung muss Stellung nehmen

Fünf deutsche Umweltverbände haben mit ihren Verfassungsbeschwerden für mehr Klimaschutz einen bedeutenden Etappenerfolg erzielt. Das Bundesverfassungsgericht hat Bundesregierung, Bundestag, Bundesrat sowie mehrere Ministerien offiziell aufgefordert, bis zum 15. Oktober 2025 Stellung zu nehmen. Damit signalisiert das Gericht, dass es sich mit den Argumenten und Anträgen der Kläger eingehend befassen wird.

Eingereicht wurden die Beschwerden im Sommer von *Greenpeace*, *Germanwatch*, dem *Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland* (BUND), dem *Solarenergie-Förderverein Deutschland* (SFV) und der *Deutschen Umwelthilfe* (DUH) – gemeinsam mit mehr als 54000 Unterstützerinnen und Unterstützern. Sie werfen der Bundesregierung vor, mit ihrer bisherigen Klimapolitik zentrale Grundrechte zu verletzen. Rückenwind erhalten die Klagen durch das Gutachten des Internationalen Gerichtshofs, das alle Staaten verpflichtet, effektive Maßnahmen gegen die Klimakrise zu ergreifen, um Menschenrechte und Völkerrecht zu wahren (s. Artikel).

Die Beschwerden knüpfen an das historische Klimaurteil von 2021 an, in dem das Bundesverfassungsgericht den Klimaschutz als verfassungsrechtliche Pflicht bekräftigte. Im Mittelpunkt steht nun das Klimaschutzgesetz sowie die Frage, wie besonders gefährdete Bevölkerungsgruppen gerecht geschützt werden können. Betroffen sind etwa mobilitätseingeschränkte Menschen, die durch stark steigende Kosten für Verkehrsmittel in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe eingeschränkt würden.

„Die Klimakrise gefährdet Rechte“, sagt Baro Vicenta Ra Gabbert, Juristin und *Greenpeace*-Sprecherin für sozial-ökologische Gerechtigkeit. „Über 54000 Menschen haben sich über Generationen und Herkunftsgrenzen hinweg beteiligt, weil sie sich ernsthafte Sorgen um ihre Zukunft machen. Es ist höchste Zeit, dass die Politik entsprechend handelt.“



Eine Demokratie, die mehr sein will als eine Auszählerei am Wahlabend, eine Demokratie, die mehr sein will als eine Wahlprozedur – eine solche Demokratie braucht stützende Regeln und stärkende Institutionen. Dazu gehört die Zivilgesellschaft. Der Bundespräsident lobt und preist sie in vielen seiner Reden. Es ist bedauerlich und tragisch, dass der Bundesfinanzhof sich als ihr Gegner präsentiert. Sein Urteil aus dem Jahr 2019, das dem globalisierungskritischen Verein *Attac* die Gemeinnützigkeit aberkannt hat, hängt seitdem wie ein Damoklesschwert über der Zivilgesellschaft. Es tut so, als sei die Zivilgesellschaft eine Zuvielgesellschaft, die gestutzt gehört. Das Urteil war der Beginn eines Irrwegs, der hinführt zu den 551 Fragen, mit denen die CDU/CSU-Bundestagsfraktion kurz vor der Bundestagswahl die Nichtregierungsorganisationen kritisierte und diskreditierte.

Die CDU/CSU-Fraktion attackierte in einer Kleinen Anfrage Vereine wie *Omas gegen Rechts*; sie wollte wissen, ob es Hinweise darauf gebe, „dass der Verein ... gegen bestimmte Parteien oder Politiker Kampagnen führt“ oder ob von *Greenpeace* „gezielt politische Gegner diskreditiert oder diffamiert“ würden. Die Fragen zielten und zielen auf insgesamt 17 Nichtregierungsorganisationen, Vereine und gemeinnützige Unternehmen, und sie klingen so, als habe sie die AfD formuliert. Sie stellen die Gemeinnützigkeit von gemeinnützigen Organisationen infrage. In dieser maßlosen CDU/CSU-Anfrage ging die vergiftete Saat des Bundesfinanzhofurteils auf. Es ist daher höchste Zeit, dass das Bundesverfassungsgericht gegensteuert und auf die Verfassungsbeschwerde von *Attac* hin den Ausschluss von *Attac*

Die Omas gegen rechts sind Omas im Recht

Es wird Zeit, dass das Bundesverfassungsgericht die Zivilgesellschaft, ihre Vereinigungen und die Gemeinnützigkeit stärkt. Ein Grundurteil zu Grundfragen der Demokratie ist notwendig. Ein Gastbeitrag von Heribert Prantl

aus der Gemeinnützigkeit beendet. Diese Verfassungsbeschwerde liegt nun schon seit mehr als vier Jahren in Karlsruhe.

► Der Staat und sein Steuerrecht sollten nicht die Idiotie preisen

Ein Grundurteil zu Grundfragen der Demokratie ist dringend notwendig. Es kann und darf nämlich nicht sein, dass die Aberkennung der Gemeinnützigkeit ein Hebel zur Einschüchterung unbequemer Vereinigungen ist. Es kann und darf nicht sein, dass ein Karnevalsverein, ein Schachverein und ein Hundezuchtverein als demokratisch wertvoll gelten – aber nicht Vereinigungen, die einen Beitrag zur demokratischen Willensbildung leisten und die Werte der Verfassung verteidigen wollen. Demokratie ist das ständige Nachdenken und Mitreden, das Ringen und Streiten darüber, wie die beste Zukunft Gestalt annimmt. Dieses Nachdenken und Mitreden sollte auch dem Steuerrecht etwas wert sein.

Der entscheidende und fatale Satz des Bundesfinanzhofs lautet so: „Wer politische Zwecke durch Einflussnahme auf politische Willensbildung und Gestaltung der öffentlichen Meinung verfolgt, erfüllt keinen gemeinnützigen Zweck.“ Wie bitte? Man muss diesen strohtrockenen Satz nach gehöriger Verblüffung zwei-, dreimal lesen, dann beginnt er, gefährlich zu knistern, dann wird einem klar, wie unsäglich falsch und gefährlich diese Aussage ist. In diesem Satz steckt eine vordemokratische Botschaft: Politisches Engagement, wie es etwa der Bundespräsident mit viel Verve landauf, landab von den Bürgerinnen und Bürgern verlangt, ist danach angeblich nutzlos für das Gemeinwesen und viel weniger wert als das Engagement

in einem Verein für den Modellflug, für das Amateurfunkens oder die Kleingärtnerei. Die griechische Antike nannte den Rückzug ins Private „Idiotie“. Der unpolitische Mensch war der Idiot, Idioten waren die Personen, die sich aus den öffentlich-politischen Angelegenheiten heraushielten. Der Staat und sein Steuerrecht sollten nicht die Idiotie preisen. Das wäre wirklich – idiotisch.

► Das Urteil des Bundesfinanzhofs zu Attac war borniert

Die Bundesfinanzrichter hatten nicht die Kraft und nicht den Willen, Begriffe wie „Volksbildung“ (die gemäß der Abgabenordnung steuerlich förderungswürdig ist) aufklärerisch und demokratisch engagiert auszulegen. Volksbildung soll, so meinten sie, wenn sie schon politisch ist, möglichst allgemein und unkonkret sein; gemeinnützig ist dieser Ansicht nach nur so eine Art angeleitete Freizeitgestaltung. Wenn es konkret wird – für Transaktionssteuer, gegen Spekulation mit Lebensmitteln, für die Regulierung der Finanzmärkte, gegen Atomwirtschaft, für ein unbedingtes Grundeinkommen –, dann wird die Sache angeblich heikel; dann zerrinnt die Förderungswürdigkeit. „Fehlende geistige Offenheit“ hat der Bundesfinanzhof Attac vorgeworfen. Das ist ein Vorwurf, der ihn selbst trifft. Er disqualifiziert auf bornierte Weise reflektierte Positionierung und Parteinahme in gesellschaftlichen Themen. Warum dann nicht auch den Parteien die Gemeinnützigkeit absprechen? Sie tragen es schon im Namen, dass sie nicht für die Allgemeinheit, sondern für einen Teil, pars, sprechen. Politische Bildung ist zwar nach dem klaren Wortlaut der Abgabenordnung gemeinnützig. Poli-

tische Bildung endet aber nach Meinung der Finanzrichter dort, wo die blanke Information aufhört. Das ist eklatant falsch. Politische Bildung ist nicht abstrakt, sie ist konkret. *Omas gegen rechts, Pro Asyl, Greenpeace, Sea Eye, United4Rescue, Attac* und Co sind konkret. Politische Bildung verlangt, sie nicht steuerrechtlich einzuschüchtern, politische Bildung verlangt, sie zu fördern. Seit dem Urteil des Bundesfinanzhofs und seit der AfD-gefärbten 551-Fragen-Anfrage der CDU/CSU-Fraktion erleben zivilgesellschaftliche Gruppierungen tagtäglich Schwierigkeiten: Sie bekommen keine Veranstaltungsräume mehr, sie bekommen weniger Spenden, sie werden nicht mehr eingeladen.

► Mitstreiten ist gemeinnützig

Die repräsentative Politik darf den Bürger und die Bürgerin nicht als notwendiges Übel der Demokratie betrachten. Das Mitreden und Mitstreiten der Zivilgesellschaft ist hilfreich, notwendig und gemeinnützig. Eine Demokratie, die daran nicht glaubt und die Menschen nicht mag, ist keine gute Demokratie. Mehr Demokratie wagen – das gilt, mehr als 50 Jahre nach Willy Brandt, immer noch. Das heißt: Gemeinnützigkeit muss demokratiefreundlich definiert werden. Politische Bildung und politische Kultur fangen dort erst richtig an, wo die blanke Information aufhört. Dieser Anfang verdient Förderung, soweit er nicht verfassungsfeindlich ist. Die Finanzbehörden, der Bundesfinanzhof und die CDU/CSU-Fraktion im Bundestag müssen das noch lernen. Sie brauchen Nachhilfe vom Bundesverfassungsgericht.

Hinweis

Diese Kolumne erschien zuerst am 26. Juni 2025 in der Süddeutschen Zeitung

Das strahlende Klassenzimmer

Am Dienstag der letzten Schulwoche vor den Sommerferien drehte sich am *Schulzentrum Fritz Reuter* im mecklenburgischen Dömitz alles um das Thema Umwelt. An verschiedenen Stationen konnten die Schüler von der 1. bis zur 9.

Klasse experimentieren, quizen, basteln oder spielerisch etwas zum Thema lernen. So hatten sich die 3. und 4. Klassen dem Thema Upcycling verschrieben. Die 1. und 2. Klassen waren der Natur auf der Spur, und im Chemieraum experimentierten die Schüler:innen zum Thema Klimawandel. Vorgabe für sie war es, im Laufe des Tages an mindestens 7 von insgesamt 17 Projekten teilgenommen zu haben. Eines davon: „Problem Atommüll“. Die Referenten dafür waren Ehrenamtliche der Bürgerinitiative Umweltschutz (BI) aus dem benachbarten Landkreis Lüchow-Dannenberg. Eine Reportage von Michael Rathmann

Ich bin neu in der Bürgerinitiative, und Dömitz ist mein erster „Außeneinsatz“. Früh ging's raus heute Morgen, dann mit Physiker und BI-Mitglied Peter Widmayer von Langendorf über die Elbbrücke rüber nach Dömitz. Jetzt ist es Punkt halb acht und Widerstands-

Urgestein Wolfgang Ehmke und der Didaktische Leiter der Schule, Michel Rux begrüßen uns auf dem Schulhof. Im Klassenzimmer angekommen, werden Gerätschaften, Wandbilder, Plakate und Flyer installiert und die *Gorleben Rundschau* ausgelegt. Ich schaue



mich um: Für mich ist die Darstellung der Nuklearen Kette das eindrucksvollste Wandbild. In einer vielschichtigen, grafischen Aufmachung sind die Prozesse der Urangewinnung, -aufbereitung und -nutzung im Atomkraftwerk dargestellt. Auch die Schritte der Atommüllbearbeitung und Zwischenlagerung bis hin zur Endlagerung sind gut verständlich und eindrücklich erklärt.

Einer der Lehrer des Schulzentrums begleitet uns durch den Tag, so sind wir nötigenfalls für außergewöhnliche Vorkommnisse gewappnet. Fünf vor acht – wir Leute aus dem Wendland sind bereit und freuen uns darauf, zu unserem Thema mit den Schüler:innen ins Gespräch zu kommen. Im Klassenraum sind 12 Sitzplätze für die Kinder und Jugendlichen vorbereitet. Pünktlich um 8 Uhr sind alle Stühle besetzt und wir begrüßen die erste Gruppe.

Wolfgang ist langjähriger Pressesprecher der BI und Meister der Kommunikation. Er knüpft unmittelbar an die Lebenswelt der Schüler:innen an und weckt bei ihnen Interesse für das Thema, immerhin liegt Gorleben zwar „über die Brücke“, aber nur zwölf Kilo-

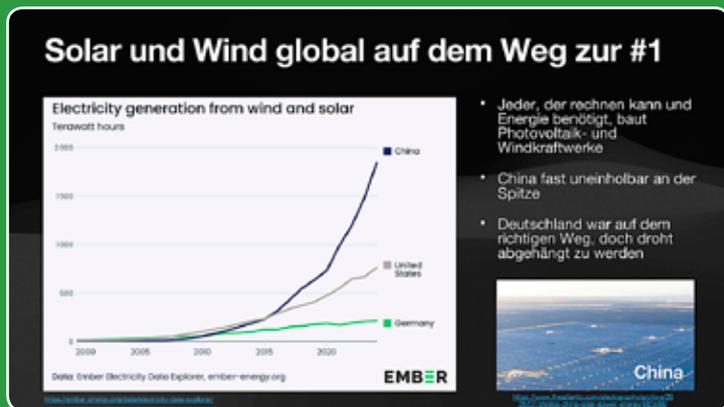
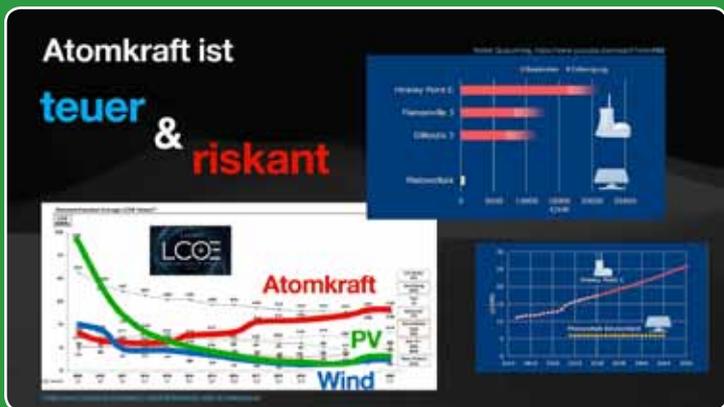
meter Luftlinie entfernt! Wolfgang gelingt ein idealer Start und gibt ab an Peter, der als gestandener Physiker die fachlichen Inhalte an die Kids vermittelt. Dann wieder Ball an Wolfgang. Dann zurück an Peter. Die Schülerinnen und Schüler sind beeindruckt!

Einige der Zuhörer:innen zeigen sich überrascht davon, wie viele Zwischenlagerstandorte es in Deutschland gibt und dass es wahrscheinlich erst in 100 Jahren ein betriebsbereites Endlager in Deutschland geben wird. Aber insbesondere die in einem Bild präsentierte Gefahrenzone von 20 Kilometer um Gorleben wirkt eindrucksvoll auf die Schülerinnen und Schüler. Einige von ihnen hören den Ortsnamen heute zum ersten Mal, und dabei liegen die Wohnorte der meisten von ihnen mitten im Gefahrenbereich des dortigen Zwischenlagers.

Da bin ich den Kids ein kleines Stück voraus, aber auch meine Aufgabe als BI-Frischling, der erst seit fünf Monaten aktiv dabei ist, besteht heute vor allem darin, zu beobachten und zuzuhören. Die Vortragsweise von Wolfgang und Peter ist wirklich enorm! Bei je-

dem der rund vierzigminütigen Durchgänge probieren sie neue Vorgehensweisen aus. Es macht Spaß, zu beobachten, wie die beiden sich immer wieder gegenseitig Fragen zuwerfen – der brillante Kommunikator und der sattelste Physiker! Bis zum Pausenklingeln um kurz nach zwölf haben „wir BI'ler“ fünf Gruppen mit insgesamt rund 45 Schülerinnen und Schülern mit Informationen zum Thema Atommüll versorgt.

Und wir haben eine Idee geboren: Könnte nicht ein solches Lehr-Format ein weiteres Betätigungsfeld der BI werden? Vielleicht gar ein durch uns Gorleben-Gegner betreutes, bitter notwendiges „Schulfach“? Die Rückfahrt über die Dömitzer Brücke zurück ins Wendland verläuft nachdenklich. Am nächsten Donnerstag ist Vorstandssitzung der BI. Wir werden viel zu besprechen haben.



Auswahl Folien einer Präsentation, wie sie beim Umwelttag kurz vor den Sommerferien im Schulzentrum Fritz Reuter in Dömitz gezeigt wurde.

Grafiken: Peter Widmayer



Nach Dannenberg ging's noch per Zug – für die Ahaus-Transporte kommen LKW zum Einsatz

173 Castoren nach Ahaus

Autobahn-Transporte über bis zu 700 Kilometer – acht Jahre lang

Das zuständige *Bundesamt für die Sicherheit der nuklearen Entsorgung (BASE)* hat Ende August die bereits angekündigte Genehmigung für Atomtransporte mit hoch radioaktiven Abfällen aus Jülich und dem Forschungsreaktor München Garching erteilt. Insgesamt sollen 21 Castor-Behälter mit hoch angereicherten Uran-Brennelementen vom Garchingener Forschungsreaktor der *TU München* sowie 152 Castoren aus dem *Forschungszentrum Jülich* ins Zwischenlager Ahaus transportiert werden. Damit rollt auf Ahaus die größte Serie an Atommülltransporten mit hochradioaktivem Atommüll in der Geschichte der Bundesrepublik zu.

Für die Transporte von Jülich nach Ahaus hat das Bundesamt den Sofort-Vollzug genehmigt. Damit haben Klagen, wie der BUND NRW sie angekündigt hat, keine aufschiebende Wirkung für die Umsetzung der Genehmigung. Gegen die hochriskanten Atomtransporte gibt es seit Jahren erhebliche Proteste.

► Besseres Zwischenlager gefordert

Anti-Atom-Verbände hatten ein verbessertes Zwischenlager in Jülich gefordert, um die gefährlichen Transporte zu vermeiden. Jahrelang schoben sich die zuständigen Bundes- und Landesbehörden und Betreiber die Verantwortung gegenseitig zu. Initiativen haben weitere Proteste angekündigt. Ein Antrag der Linksfraktion liegt im Bundestag

im Umweltausschuss und kann erst im September befasst werden. Zuletzt hatten Initiativen von linken und grünen Abgeordneten und Bürgerinitiativen versucht, Bundesumweltminister Schneider (SPD) noch zu bewegen, auf Atomtransporte zu verzichten und eine Neubaulösung zu ermöglichen. Dazu hatten sie ihn vor der Erteilung der Genehmigung zu Gesprächen nach NRW eingeladen. Dieses Angebot hatten zunächst der Staatssekretär Flasbarth und zuletzt auch Schneider selbst gegenüber dem BUND NRW abgelehnt.

► Transporte lösen die Probleme nicht

„Damit kommt Deutschland bei der Lösung des Atommüllproblems keinen einzigen Schritt weiter“, so Claudia Köhler, grüne Abgeordnete im bayerischen Landtag. Die Verlagerung der Brennelemente sei ein risikoreiches Unterfangen: „Auch in den abgebrannten Brennelementen befindet sich immer noch waffenfähiges Uran, mit einer Anreicherung von rund 86 Prozent.“ Der Transport mit einem über 100 Tonnen schweren Gefährt über deutsche Straßen und Brücken werde eine technische und polizeiliche Herausforderung. „Mit der Verlagerung der Brennelemente in das älteste deutsche Zwischenlager ist unter Sicherheitsgesichtspunkten nichts gewonnen. Die zentrale Frage ist, wie können diese Brennelemente so bearbeitet werden, dass sie endlagerfähig sind? Dieser Frage verweigert sich die *TU*

München seit zwei Jahrzehnten und schiebt sie vor sich her. Dabei wäre mit dem Radiochemie-Institut an der *TU* in München am ehesten die Kompetenz dafür vorhanden.“ Stattdessen werde das Problem in die Zukunft und 700 Kilometer weiter weggeschoben.

► Ahaus bald ohne Genehmigung

Auch für Jülich braucht es dringend eine weitere Lagerung vor Ort. Denn: „Die Genehmigung für die Lagerung von hochradioaktivem Atommüll in Ahaus läuft schon 2036 aus“, so Umweltaktivist:innen von der *SoFa Münster*, dem *Westcastor*, der *BI Ahaus* und dem *Umweltinstitut*. „Wenn jetzt bis zu acht Jahre Atommüll nach Ahaus rollen soll, dann müssten am Ende eigentlich schon die ersten Atommüllbehälter aus Ahaus wieder abtransportiert werden – aber wohin konkret, wenn noch gar kein Endlager in Sicht ist“, fragen die Aktivist:innen. Atommülltransporte nach Ahaus liefen in eine rechtlich völlig ungeklärte Situation. Die *Gewerkschaft der Polizei* habe Recht, wenn sie von „Wahnsinn“ und einer „Arbeitsbeschaffungsmaßnahme für die Polizei“ spreche.

Für den 4. Oktober planen die Initiativen in der Innenstadt von Ahaus eine große Demonstration.

Quellen
PM SoFa Münster
PM Fraktion DIE GRÜNEN im Bayerischen Landtag
umweltFAIRaendern.de



Finanziell eine Ewigkeitslast

Kosten für die Atommülllagerung schmälern das Budget für den Umweltschutz

Der Atommüll frisst den Umweltschutz auf“ – so kommentiert Wolfgang Ehmke von der Bürgerinitiative Umweltschutz Lüchow-Dannenberg (BI) den Haushaltsentwurf des Bundesumweltministeriums für 2025. Minister Carsten Schneider (SPD) beziffert das Gesamtvolumen seines Haushalts mit 2,7 Milliarden Euro, das sind gerade mal 287 Millionen Euro mehr als im Vorjahr. Von dieser Summe schlagen die Zwischenlagerung von Atommüll und die Suche nach einem Endlager mit insgesamt rund 1,4 Milliarden Euro zu Buche – die radioaktiven Abfälle bleiben also auch finanziell eine Ewigkeitslast. Dagegen sind für den Natur- und Umweltschutz nur etwa 400 Millionen Euro vorgesehen.

► Gorleben bleibt teuer

Das Endlagerprojekt in Gorleben verschlingt auch nach seinem Scheitern viel Geld. Die Kosten für die Verfüllung des früheren Erkundungsbergwerks und den Abriss der oberirdischen Anlagen steigen laut Entwurf von 20 Millionen Euro im Jahr 2024 auf nun 33 Millionen.

► ASSE kostet noch mehr

Im Vergleich zu den Kosten für die Sanierung des maroden Atommülllagers Asse bei Wolfenbüttel nehmen sich die Ausgaben für Gorleben allerdings fast bescheiden aus. In das frühere Salzbergwerk Asse II wurden zwischen 1967 und 1978 rund 126.000 Fässer mit schwach- und mittelradio-

aktiven Abfällen versenkt. Weil die Grube instabil ist und mit Wasser vollzulaufen droht, sollen die Behälter nach Möglichkeit geborgen und an die Oberfläche geholt werden. Für die Arbeiten will Schneiders Ministerium in diesem Jahr rund 206 Millionen Euro ausgeben.

► Zwischenlagerung extrem kostspielig

Einen weiteren großen Posten bildet die Zwischenlagerung der radioaktiven Abfälle. Sie verschlingt im aktuellen Haushaltsjahr 535 Millionen Euro. Der Atomkraftexperte Dirk Seifert verweist in seinem Blog *umweltFAIRaendern* darauf, dass weitere Milliardenbeträge für den Umgang mit den radioaktiven Hinterlassenschaften in die Etats anderer Ministerien eingestellt sind.

► Wer zahlt?

Das Forschungsministerium ist für sämtliche Nuklearanlagen und Abfälle aus der staatlichen Atomforschung vergangener Jahrzehnte verantwortlich. Das Finanzministerium ist aufgrund der Einigungsverträge für den Rückbau und die Atommülllagerung des ehemaligen AKW Greifswald in Mecklenburg-Vorpommern zuständig. Erst vor wenigen Tagen, so Seifert, habe es hier neue Hiobsbotschaften über die explodierenden Kosten gegeben, die inzwischen auf 10 Milliarden Euro oder mehr veranschlagt würden.

Ein Teil der Kosten für die Atommülllagerung wird durch den

Fonds zur Finanzierung der kerntechnischen Entsorgung (Kenfo) gegenfinanziert. CDU, SPD, FDP und Grüne hatten diesen Fonds 2017 als Stiftung etabliert. Die großen Energiekonzerne und AKW-Betreiber zahlten damals einmalig 24 Milliarden Euro ein und waren damit auf einen Schlag von aller weiteren finanziellen Haftung für den Atommüll befreit.

► Hinweis

Dieser Artikel von Reimar Paul erschien zuerst am 22. Juli in der taz



Segelschokolade

Der Kakao für Schokolade muss über den Atlantik. Seit einigen Jahren geht das – wieder – per Segelschiff. Von Andreas Conradt

Die Idee klingt wie ein Märchen aus vergangener Zeit: Kakao, der mit dem Wind über den Atlantik reist, um am Ende in der Manufaktur der *Chocolatemakers* in Amsterdam zu Schokolade verarbeitet zu werden. Keine Frachter mit Dieselmotoren, keine Containerhäfen voller Hektik – stattdessen weiße Segel, knarrende Planken und ein süßer Duft aus den Ladeluken der *Tres Hombres*, einer Schonerbrigg aus den Vierzigerjahren des vorigen Jahrhunderts.

Segelschokolade ist mehr als nur eine Tafel Schokolade. Es ist ein Konzept: Der Kakao wird von Kooperativen in Ländern wie der Dominikanischen Republik oder der Karibik unter fairen Bedingungen angebaut, per Hand fermentiert und getrocknet – und anschließend nicht in Flugzeugen oder Containerschiffen verschickt, sondern mit traditionellen Frachtseglern über den Atlantik nach Europa gebracht.

Die Reise dauert Wochen, manchmal Monate. Dabei werden keine fossilen Brennstoffe eingesetzt. Stattdessen verlässt man sich auf Wind und Wellen – wie schon vor Jahrhunderten, als Großsegler auf festen Handelsrouten die ersten Kakaobohnen nach Europa brachten. Selbst der Transport

von der niederländischen Hauptstadt bis zum Endkunden läuft vollkommen schadstofffrei ab:

Zweimal jährlich startet die *Schokofahrt*, bei der hunderte Radfahrer:innen aus Deutschland – vor allem mit Lastenrädern – in Amsterdam zusammenkommen, um Schokolade abzuholen und emissionsfrei in zahlreiche Städte zu transportieren. Im März 2024 etwa radelten rund 100 Fahrer mit über 1250 kg Schokolade nach Deutschland und verteilten die Tafeln an Geschäfte in 32 Städten – ein Transport, der als größter Fahrradtransport der Welt gilt. Bei früheren Fahrten wurden 12000 Tafeln (2018) und 18000 Tafeln (2019) transportiert – alles fair, klimafreundlich und in Gemeinschaft. Im Wendland wird die Segelschokolade aktuell nur in der *Bio-Insel* in Hitzacker verkauft.

Die Bewegung hinter der Segelschokolade ist klein, aber sie wächst. Für viele Schokoladenliebhaber ist die Transportfrage mehr als eine logistische Nebensache. Während der CO₂-Ausstoß in der globalen Schifffahrt gigantisch ist, setzt die Segelschokolade auf den umgekehrten Ansatz: Entschleunigung statt Beschleunigung, Segel statt Schweröl. Das macht die Tafeln nicht nur ökolo-

gisch besonders, sondern auch symbolisch stark. Und auch geschmacklich hebt sich die Segelschokolade ab. Das Ergebnis: kräftige, komplexe Aromen, die die Herkunft der Bohnen schmeckbar machen. Je nach Sorte trifft man auf Noten von roten Beeren, Nüssen oder sogar Tabak.

Die Tafeln selbst sind oft handgegossen, verpackt in Recyclingpapier oder kunstvoll gestaltetem Karton – fast zu schön, um sie aufzubrechen.

Natürlich ist die Segelschokolade kein Massenprodukt. Die Preise liegen meist deutlich höher als im Supermarktregal – doch das ist Teil des Konzepts. Es geht nicht um Quantität, sondern um Qualität, nicht um Geschwindigkeit, sondern um Haltung. Wer eine Tafel Segelschokolade genießt, kauft nicht nur einen süßen Snack, sondern ein Manifest für eine andere Art des Handels.



oben: Die *Tres Hombres* ist ein ehemaliger Kriegsfischkutter (KFK) von 1943, der nach über 60 Jahren zum Frachtsegler umgebaut wurde und seit Ende 2009 einen klimaneutralen Frachtdienst zwischen Europa und dem amerikanischen Kontinent unterhält. Das gut 32 Meter lange Schiff ist als Brigantine (Schonerbrigg) getakelt und läuft Etmale von durchschnittlich 100 Seemeilen.

unten: Die Fahrt über den Atlantik sowie das Laden und Löschen der Kakaosäcke sind pure Handarbeit.



„...sein Feuer hat paar Wälder hinter Gorleben zerstört, mein Gott, kam der gelegen, dieser Brand ...“, sang der Liedermacher Walter Moßmann in seinem „Lied vom Lebensvogel“ 1978. Er meinte damit, dass der große Waldbrand, der im August 1975 eine 16 Quadratkilometer große Brachfläche zwischen Gorleben und Trebel hinterließ, der Atomindustrie nicht ungelegen kam. Nur zwei Jahre später beschließt die niedersächsische Landesregierung unter Ernst Albrecht (CDU), auf zwölf Quadratkilometern ein gigantisches „Nukleares Entsorgungszentrum“ zu errichten.

Bürgerinitiative Umweltschutz
Lüchow-Dannenberg e. V.
Rosenstraße 20 • 29439 Lüchow

Mo – Mi: 10 – 15 Uhr • Do: 12 – 18 Uhr • Fr: geschlossen

☎ 05841 - 4684

buero@bi-luechow-dannenberg.de

www.bi-luechow-dannenberg.de

STOP CASTOR

Wir **demonstrieren** gegen den Transport von **mehr als 150**
Castorbehältern mit **hochradioaktivem Atommüll**
ins **Zwischenlager Ahaus:**

(Zeit und weitere Infos: www.bi-ahaus.de)

Samstag, 4. Oktober, Innenstadt von Ahaus



Name Vorname

Straße Hausnummer

PLZ, Ort E-Mail

Datum Unterschrift

Ich möchte eins von über 1000 Mitgliedern der BI werden. Bitte schicken Sie den Aufnahmeantrag per Post oder E-Mail (Jahresbeitrag Standard: € 50; Familie: € 60; reduziert: € 15).

Ich möchte die „Gorleben Rundschau“ künftig regelmäßig (4 x im Jahr) und weiteres Infomaterial unregelmäßig zugeschickt bekommen (jew. kostenlos).

Ich unterstütze Sie mit einer (regelmäßigen) Spende. Bitte buchen Sie von meinem Konto ab:

einmalig EUR

monatlich EUR

Kontoinhaber Name der Bank

BIC IBAN

Ich möchte Ihnen meine Spende lieber per Überweisung oder Dauerauftrag zukommen lassen:

BI Umweltschutz Lüchow-Dannenberg e.V. • Sparkasse Uelzen Lüchow-Dannenberg

IBAN: DE24 2585 0110 0044 0607 21 • BIC: NOLADE21UEL

Bitte das ausgefüllte Formular per Post an die oben genannte Adresse schicken.